

Straßenromantik

in der guten alten Zeit oder die Rache der Honoratioreu

Von Fr. Kühnen, Kleve

Kalkar hat, wie wohl jede alte, stille Kleinstadt am Niederrhein, Straßen der verschiedensten Art, holperige mit altem Koppflaster, Verkehrsstraßen mit neuzeitlichem Basaltplaster und solche, auf denen es spielenden Kindern noch vergönnt ist, mit ihrem Schuhabsatz oder einem spitzen Gegenstand allerlei Figuren in den glatten Erdboden zu zeichnen oder Grübchen (»Küllekes«) für ihr Murmelspiel darin zu graben. Zu der letztgenannten Art von Straßen gehört auch die Grabenstraße, die längste und breiteste Straße des Städtchens. Keine andere Straße war in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts so das Sorgenkind der Stadtverwaltung wie sie. Von dem Schreibwerk, das man ihretwegen hatte, zeugt noch heute ein dicker Faszikel auf dem Kalkarer Rathaus über die Zuschüttung des fogen. Mittelgrabens. Wer sie heute als einzige baumbestandene Straße, ja als prächtige Lindenallee in ihrer stattlichen Länge vom Monretor bis zum Kesseltor durchschreitet, ahnt nicht, welche Wandlung zum Guten sie durchgemacht hat. An ihr hat - und das ist heute ein besonderer Anziehungspunkt für die fremden Befucher Kalkars - im 18. Jahrhundert ein eingewanderter Franzose namens Guerin, ein sehr unternehmungslustiger Geschäftsmann, der sogar am 12. Mai 1770 an König Friedrich den Großen von Preußen eine Bittschrift richtete, ihm das alte, baufällige Hanfelaertor nebst dessen beiden Vortürmchen auf Abbruch zu überlassen, um aus den anfallenden Steinen seine Lederfabrik »zu einer der angesehensten Europas zu machen«, ein Haus erbauen zu lassen, dem man es wegen seines eigenartigen, nicht bodenständigen Stils ohne weiteres ansieht, daß der Bauplan hierzu nicht von einem Kalkarer Bürger stammte. Was uns dieses Haus heute besonders lieb und wert macht, ist, daß es das Elternhaus Josefs von Lauff ist, dessen Vater hier als Notar während der Jugendjahre unseres Heimatschriftstellers seines Amtes gewaltet hat. An diesem Hause hing Josef von Lauff zeitlebens mit ganzer Seele.

Zu damaliger Zeit war die Grabenstraße noch arg vernachlässigt. Durch ihre Mitte zog sich der fogenannte »Mittelgraben«, ein aus früheren Jahrhunderten stammender Wassergraben, der für die einheimischen Tuchmacher und Walker besondere Bedeutung gehabt hat. Auf dem bekannten Stich in Braun und Hogenbergs Städtebuch vom Jahre 1572 ist er sehr deutlich erkennbar. Es ist weiter daraus zu ersehen, daß acht einfache Straßenbrücken mit Bordmauern, je vier nördlich und südlich des Rathauses, in Straßenhöhe über den Graben führen. Noch in den letzten Jahren sind bei Straßenaufbrucharbeiten Reste dieser alten Brücken gefunden worden. In späterer Zeit, als die Stadt aufgehört hatte, Tuchmacher- und Walkerstadt zu sein, scheint der Wasserzufluß durch äußere Einflüsse (Zuschüttungen u. dergl.) aufgehört zu haben, jedenfalls war der Graben um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, als die nachfolgende Begebenheit spielt, arg verkommen und sehr unansehnlich. Die Anwohner schien das nicht sonderlich zu beschweren, ja, sie waren offenbar der Ansicht, daß es gar nicht anders sein dürfe. Es gab damals in Kalkar schon so etwas wie einen Verschönerungsverein, der es sich, wohl von Notar Lauff hierzu besonders veranlaßt, zur Aufgabe stellte, mit den alten, verlotterten Zuständen auf der Grabenstraße aufzuräumen und sie in eine würdigere Verfassung zu bringen. Lauff und Steuereinnehmer Schuylen, beide zu den Honoratioren des Städtchens zählend, suchten jeden Straßenanwohner auf und rebeten denselben gütlich zu, von der Benutzung des Grabens zu wenig gepflegten Gärten und anderen nicht sehr ästhetischen Zwecken Abstand zu nehmen. Ihr letztes Ziel war, den Magistrat wieder die Oberhand über die Straße gewinnen zu lassen. Noch hatten sie erst mit ihrer Mission begonnen, als ihnen die Kunde von ihrem Vorhaben mit Windeseile vorauslief und alsbald einen Sturm der Entrüstung bei der Mehrzahl der Straßenanwohner hervorrief. Daß man so in ihre zwar nicht verbrieften, aber durch vieljährige Tradition geheiligten Rechte einzugreifen wagte, war doch unerhört. Und daß dies sogar noch von »Fremden«, d. h. nicht geborenen Kalkarern, geschah, setzte allem die Krone auf. Die meisten litt es nicht mehr in ihren vier Wänden. Man mußte Luft haben und sich mit seinen Nachbarn über den schandbaren Plan, dem sie zum Opfer fallen sollten, unterhalten. An allen Ecken und Enden sah man nur grimmiige Gesichter, funkelnde Augen

und einen heiligen Zorn, kurz und gut, die Stimmung war überwiegend auf Kampf eingestellt. Die Herren follten einen Empfang erhalten, an den sie noch lange denken würden. Ertlje Liffers, der kleine Schuster aus dem Hauſe mit der Jahreszahl 1812 im Giebel, und fein Nachbar von gegenüber, der wuchtige Schmied mit dem landläufigen Namen »Kröllekopp«, hatten in ihrer Aufregung fogar vergeffen, ihre Hämmer zu Hauſe zu laffen und an ihren heftigen Gesticulationen, woran der große Schmiedehammer und der kleine Schusterhammer energisch teilnahmen, war zu erkennen, daß sie ihren Entschluß, kein Jota von ihren Rechten preiszugeben, am liebsten mit ihrem Hammer bekräftigt hätten.

Lauffs und Schuydens Bemühungen fielen bei dieſer Renitenz der Grabenanwohner, die ſich den Teufel darum kümmerten, welche Meinung andere von »ihrer« Straße hatten, durchweg auf unfruchtbaren Boden und die beiden gaben schließlich resigniert ihren Verſchönerungsplan auf. Aber ſie konnten es nicht unterlaſſen, ſich an ihren ſpießerlichen Mitbürgern zu rächen und ihnen einen gehörigen Denkzettel für ihr unverſtändiges Verhalten zu geben. Lauff verfaßte ein Spottgedicht, in dem er die damaligen unerquicklichen Zuſtände draſtiſch, ja allzu draſtiſch, ſchilderte und in vielen Exemplaren in der Stadt verbreiten ließ. Er und Schuyden hatten damit die Lacher auf ihrer Seite. Das Gedicht, das in ſeinem vollſtändigen Text nur für ſtarke Nerven erträglich iſt, hat folgenden Wortlaut:

Ich fand in einem alten Buch
Jüngſt einen ſonderbaren Spruch.
Den Spruch, den will ich alſo gleich
Im nächſten Verſe ſagen euch.

Kleve iſt ein Herrenſtuhl,
Emmerich ein Entenpuhl,
Goch, dat es noch wat,
Kalkar es en Gat.

Warum iſt Kalkar denn ein Gat?
Weil es den ſchönen Graben hat,
Wo Mus und Tabak kunterbunt,
Abwechſelt mit Moraſt und Strunt.

Wenn dort die Leute früh aufſtehn
So geh'n ſie vor die Türe ſteh'n,
Und zeigen auf das bloße Gat,
Was man auch nennt das Ziffernblatt.

Sie treten dann ins Gärtlein,
Und pflanzen grünes Mus darein,
Und ſetzen auf apartem Spaß,
Auch Schildwachtpoſten auf die Straß'.

Jüngſt zählt ich ſolcher Poſten fein
An einem einz'gen Hauſe neun!
Sie ſtanden ſchon des Morgens dort,
Und waren abends noch nicht fort.

Die Polizei, die ſieht es nicht,
Den Bürger, den geniert's auch nicht,
Er iſt von altersher gewöhnt,
Daß man hier ſo die Stadt verſchönt.

So dachte Doktor David auch,
Als er ſich kratzt an ſeinem Bauch,
Ich hab' die Läufe ſchon ſo lang
Und bin vor ihnen gar nicht bang.

Es hat der Fortbildungsverein
Gemeint, es müßte anders fein,
Und hat zwei Boten ausgeſandt,
Den Lauff und Schuyden, wohlbekannt.

Die ſind gerannt von Tür zu Tür
Mit einem Plan auf dem Papier,
Und hatten auch ſchon mit Bedacht
Gar manchen zur Raifon gebracht.

Doch gibt es auch in dieſer Stadt
Verdrehte Köpfe mehr als fatt,
Die kriegten bald die Oberhand
Und ſprachen alſo mit Verſtand.

Das fremde Volk, was will ſich das
Bekümmern um die Grabenſtraß',
Wo wir ſo lang ſchon Mus gehacht,
Wo wir als Kinder ſchon ge

Der Graben, der iſt annectiert,
Und wird nicht an die Stadt cediert.
Die Stadt, die geht uns gar nichts an,
Für ſich nur ſorgt hier jedermann.

Die Gärten ſind nicht feil für Geld,
Die ſchönſten Bauplätz' von der Welt,
Um Ziegenſtälle drauf zu bau'n
Und Abtrittshäuschen, ſchön zu ſchau'n.

Da lag dem Lauff fein Plan im Dreck.
Er ſprach zu Schuyden: »Wir ſind geck,
Daß wir uns mühen alſo heiß,
Zu waſchen ſolche Mohren weiß.

Hier lebt der Bürgermut nicht mehr,
Der Kalkar hat geziert ſo fehr
Zur Zeit, als man hat aufgebaut
Das Rathaus, das ihr vor euch ſchau't.

O, hätten wir den Bürgermut
Aus jener Zeit, das wär wohl gut.
Wie bald wär alles rein und glatt,
Und unfre Stadt nicht mehr ein Gatt.

Ein altes, handgeschriebenes Exemplar des vorzeitigen Gedichts fiel mir durch Zufall um das Jahr 1931 in die Hand. Da ich annahm, daß sich unser Heimatdichter Josef von Lauff, der die Grabenstraße aus seiner Jugendzeit ja aus eigener Anschauung kannte, dafür interessieren würde, sandte ich es ihm zu. Die ihm zugrunde liegende Begebenheit war ihm denn auch, wie sich aus seinem nachstehenden Briefe ergibt, genau bekannt. Der Brief, geschrieben am 5. Januar 1932 auf Haus Krein bei Cochem an der Mosel, hat im Auszug folgenden Wortlaut:

. . . . Auch möchte ich Ihnen Dank sagen für die Überfendung des mich sehr interessierenden Gedichtes. Dasselbe wurde in den sechziger Jahren von meinem Vater verfaßt und z. Zt. mit autographischer Tinte vervielfältigt und unter die Leute verteilt. Der Vorgang über die Entstehung ist kurz folgender:

Die Grabenstraße in Kalkar war damals in einem derart desolaten Zustand, daß mein Vater und Herr Schuylen sich entschlossen, zu versuchen, diesem Übelstande ab-zuhelfen. Durch die Straße zog sich vom »Halben Mond« bis zum »Taubenturm« der Überrest eines ehemaligen Kanals, reichlich bestell mit Tümpeln und Lachen, in denen Blutegel und sonstiges Ungeziefer ihr Wesen trieben.

Die Anwohner hatten vielfach die Mitte der Straße annektiert und sie zur Ablagerung von Mist usw. eingerichtet, auch vielfach verwahrloste Gärten geschaffen. Hier sollte Wandel eintreten, denn die Gegend war mit der Zeit der Tummelplatz geworden für diejenigen, die ihre menschlichen Bedürfnisse dort ungeniert am helllichten Tage verrichteten. Von Haus zu Haus pilgerten daher mein Vater und Herr Schuylen, um das so verhandelte Gelände wieder in den Besitz des Magistrats und unter dessen Verfügung zu bringen. Der gute Wille stieß aber auf erheblichen Widerstand bei den Anwohnern, so daß der gefaßte Plan ins Wasser fallen mußte. So blieb der Zustand in der Grabenstraße und so entstand das mir von Ihnen freundlich eingefandte Spottgedicht. Ich sende es Ihnen beigefaltet mit herzlichstem Danke zurück, kann aber nicht angeben, wer es handschriftlich niederlegte. Jedenfalls ist es nicht die Handschrift meines Vaters.

Obwohl »dem Lauff sein Plan« damals »in den Dreck« gefallen war, hatte er doch das Gute, daß er von der Stadtverwaltung nicht mehr aus den Augen gelassen und in späteren Jahren aufs beste verwirklicht wurde.

Von denen, die an der Verschönerungsaktion in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts beteiligt waren, lebt heute keiner mehr. Die junge männliche Generation »van de Graf«, wie die Grabenstraße in der heimischen Mundart genannt wird und nach der sie sich in gehobener Stimmung auch wohl »Grafensöhne« nennt, kennt die Grabenstraße nur in ihrer heutigen Schönheit und wer von ihr im jetzigen Lebenskampf des deutschen Volkes als Soldat irgendwo in weiter Ferne die Wacht hält und in stiller Stunde zum ersten Male von dieser dunklen Vergangenheit der Grabenstraße liest, wird erstaunt darüber sein, daß sie im vorigen Jahrhundert einmal so viel Staub aufgewirbelt hat. Mit umso liebevolleren Augen aber wird er sie begrüßen, wenn er nach siegreicher Beendigung des Krieges in die Heimat zurückkehrt und ihm die hohen Wipfel ihrer schönen Linden ein herzliches Willkommen zuraunen.